

Verlag Bibliothek der Provinz

Veronika Wlasaty
ICH HEISSE FRANZ

Eine Kindheit im Krieg

Veronika Wlasaty
ICH HEISSE FRANZ
Eine Kindheit im Krieg

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Axel Ruoff

ISBN: 978-3-99126-204-6

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Franz Wlasaty

Mit Unterstützung von



Nach Aufzeichnungen von
Franz Wlasaty (1933 – 2021)

Inhalt

So lasst mich denn beginnen bei meiner Geburt ...	7	Hansel, der Tod und die Auferstehung	125
Meine erste Begegnung mit der Kunst	9	Die letzte Zeit mit Vater	128
Es liegt was in der Luft	12	Besuch bei Tante Frieda	132
Der Pate – „Göd“ – und Ich	16	Der lange Weg nach Hause	137
Die angekündigten „Änderungen“ beginnen	21	Früh zum Erzieher geboren	140
Vater	23	Die Leiden des jungen Franzi in der Schule	144
Ein Kind wird uns geboren	26	Mein ständiger Begleiter	149
Ich werde Schüler	33	Alles ist möglich – aber nur im Film	153
Der Führer erobert die Welt und ich bin nicht dabei	35	Die Partei und der liebe Gott	156
So ein Zirkus!	36	Die Vereidigung	160
Auf Erkundigungsgang	51	Ein U-Boot sticht „in See“	163
Hitler – des einen Leid, der anderen Freud	55	Anders oder nicht – das Leben geht weiter	166
Palmsonntag und meine erste Beichte	60	Bandenchef für einen Sommer	168
Der Kramerjude	66	Meine Einstellung zum Krieg ändert sich	173
Firmung und die Enttäuschung über den Heiligen Geist	71	Das schönste Weihnachtsgeschenk	176
Herr G. und die Flüchtlinge	84	Befehlsverweigerung und drastische Maßnahmen	179
Frau G. und die Gespenster	88	Der Damm bricht	183
Der Totenvogel	94	Ich werde „Soldat“	190
Ordination, Dr. Franzi	103	Überlebensvorsorge	199
Das Staatsgeheimnis	107	Die Ruhe vor dem Sturm	203
Albert	111	Der letzte „Kampf“ vor dem Leben danach	206
		Nachwort	210

SO LASST MICH DENN BEGINNEN
BEI MEINER GEBURT ...

Für meinen Vater

Ich wurde geboren in einem kleinen, damals noch stillen Markt an einem Flüsschen zwischen sanften Hügeln und wunderschönen, rauschenden grünen Wäldern. Wie gesagt, das „still“ bezog sich auf damals, und was das Flüsschen, die Hügel und die Wälder betrifft, so hat sich da bis heute kaum etwas geändert. Ich muss sagen, es ist schon ein Glück, in solch eine Idylle hineingeboren zu werden. Leider wäre besagte Geburt durch einen kleinen „Schönheitsfehler“ beinahe wieder rückgängig gemacht worden. Und das kam so, wie meine Mutter mir später erzählte.

Mein Vater, ein guter, sozialer und aufrechter Mann, was Haltung und Charakter betraf, bestellte die Hebamme. Dabei unterlief ihm ein kleines Missgeschick. Wir hatten zwei Hebammen im Ort, von denen die eine noch sehr jung war, die andere hingegen schon ziemlich alt. Er meinte es gut und entschied sich für die ältere, zum einen, um der, wie allgemein bekannt war, wenig Begüterten einen Lohn zukommen zu lassen, andererseits vertraute er darauf, dass diese erfahrener wäre. Die Sache hatte nur einen Haken. Die Gute konnte ihre Erfahrung nicht mehr richtig an den Mann bzw. die Frau bringen, denn leider zählte zu ihren ärgsten Altersgebrechen, dass sie nicht mehr gut sah. Hätte sie besser gesehen, so müsste sie bemerkt haben, dass ich mich – kaum auf der Welt – schon wieder empfehlen wollte. Meine Färbung war nicht die, die sie sein sollte. Ich war blass und wurde immer blässer. Was die Hebamme nicht sah, entdeckte zum Glück meine Mutter, die zwar noch etwas schwach, aber

mit Sicherheit voller Freude über ihren erstgeborenen Sohn neben mir lag. Sie spürte etwas Feuchtes auf meiner Rückseite und dachte wohl erst, ich hätte mich schon angemacht. Sie schob die Hand unter das Steckkissen, und als sie diese wieder hervorzog, war sie zu ihrem Entsetzen rot gefärbt. Da Urin in der Regel nicht rot ist, konnte es sich nur um Blut handeln. Die Hebamme hatte mich in ihrer Kurzsichtigkeit nicht abgenabelt, sondern mein Geschlecht abgebunden. Dank der aufopfernden Fürsorge meiner Eltern, und da der liebe Gott offenbar noch einiges mit mir vorhatte, kam ich mit dem Leben davon und die Erwachsenen mit dem Schrecken.

Trotz des Schfehlers meiner Hebamme gedieh ich prächtig und wuchs mit voller Kraft dem Kindergarten entgegen. Von meinem Vater, der Landbriefträger war und als ein solcher seine zwanzig bis dreißig Kilometer am Tag marschierte, dürfte ich die Liebe zum Wandern und zur Natur geerbt haben. Von klein an war ich ein Wandersmann und nützte jede Gelegenheit, um das Weite zu suchen. So ist auch zu verstehen, dass mir der Kindergarten von Zeit zu Zeit zu eng wurde und ich wegging, was mir die dort amtierenden Schwestern übel nahmen, da ich immer vergaß, mich abzumelden. Um den Schwestern diesen Ärger zu ersparen, ging ich eines Morgens erst gar nicht hin. Dass es nun meine Mutter war, die sich ärgerte, weil ich es vorzog, sie nicht einzuweihen, daran dachte ich nicht. Sie nahm mir das derart übel, dass sie mich, als ich von meiner Wanderschaft nach Hause kam, mit einem Kistenbrett dort, wo sich die Beine mit dem Rücken treffen, kräftig „massierte“, was mich an jenem Tag, da wir gerade Besuch hatten, besonders schmerzte. Trotzdem

dachte ich bald nicht mehr daran, sodass ich kurz später, im Alter von vier Jahren, hinter einem Trupp Pfadfinder, der an unserem Haus vorbeizog, nachmarschierte. Dieses Mal musste sie länger nach mir suchen. Doch das hatte auch sein Gutes. Als sie mich endlich auf einer Waldlichtung fand, war sie so erfreut, mich heil wiederzusehen, dass sie ganz vergaß, den üblichen Strafakt zu vollziehen.

MEINE ERSTE BEGEGNUNG MIT DER KUNST

Die ehrwürdigen Kindergartenschwestern hatten vor, bei der bevorstehenden Weihnachtsfeier ein kleines Theaterstück aufzuführen, einerseits um den Eltern zu zeigen, welche liebe, begabte Kinder sie hätten, andererseits um zu demonstrieren, was sie sich alles für uns einfallen ließen und wie gut sie mit uns umzugehen wussten. Die Eltern freute es zu erfahren, dass ihr Geld gut angelegt war, die Kinder daheim nicht störten, im Kindergarten gut unterhalten waren und obendrein auch noch was lernten. Die Schwestern, die sicherlich damals schon den großen Mimen in mir erkannt hatten, gaben mir, obwohl ich einer der kleinsten und jüngsten war, eine Bühnenrolle. Ich war mir durchaus schon der Ehre bewusst und nahm mir vor, mein Bestes zu geben. Ja es wäre sogar bald mehr geworden, als mir und den anderen lieb war.

Aber erst begannen die Proben, schließlich fällt kein Meister vom Himmel, außer dem Schutzengel, der, wie uns die Schwestern erklärten, einen jeden von uns unsicht-

bar begleite. Nun gab es oft Situationen, in denen ich den Wunsch hatte, ich wäre unsichtbar und der Schutzengel, womöglich ein ganz großer, schöner, starker und gescheiter, würde mich vertreten. Leider kam es gerade wegen meines Schutzengels zu meiner ersten größeren Rauferei. Da ja der Schutzengel immer neben oder hinter uns war, musste er meiner damaligen Logik nach auch neben mir in der Bank sitzen, denn hinter mir hatte er keinen Platz. Schon deshalb nicht, weil doch mein Schutzengel ein ganz großer und starker war und neben mir schon sehr viel Platz beanspruchte. Aber anscheinend hatte mein Nachbar auch einen großen, starken Engel. Das konnte auf Dauer nicht gut gehen. Ich beanspruchte den Platz neben mir für meinen und er für seinen Engel. Da sich die Engel nicht selbst für ihren Platz einsetzten, mussten wir es tun. Wir taten dies mit vollem Körpereinsatz und es blieb kein wesentlicher Muskel ungenützt. Obwohl ich kleiner war, verließ ich siegreich das Feld. Also musste ich wohl wirklich den größeren und stärkeren Schutzengel haben!

Unter solchen und anderen Schwierigkeiten, wie dem Auswendiglernen des Textes, kam der Tag der Premiere. Der große Saal des Kindergartens füllte sich mit meist rotbackigen Müttern. Auch einige Väter waren da, nicht so rotbackig, ihnen war, wie mir schien, nicht ganz so heiß. Es roch nach Mottenpulver und Schweiß. Aber ich will mich nicht auf den Geruch ausreden, wenn ich sage, mir war nicht besonders wohl. Ich glaube, es waren alle ziemlich aufgeregt. Ich war's zumindest. Dafür gab es eine Menge Gründe: Mein erster öffentlicher Auftritt, dann sollten im Anschluss an die Vorstellung noch Geschenke verteilt werden, denn es war

Weihnachtszeit. Damals war ja noch überall Weihnacht für mich. In der Luft, in jedem Baum, jedem Strauch, jedem Haus – eben überall! Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Ringsum knisterte es vor Spannung und ich glaubte förmlich platzen zu müssen vor lauter Seligkeit und gespannter Erwartung. Wenn dann der Heilige Abend da war, kam es einer Erlösung für mich gleich, die sich in einer Ruhe und einem Glück ausdrückte, wie ich es selten erlebte.

So ist es zu verstehen, dass meine Aufregung und mein Lampenfieber ein kaum mehr zu überbietendes Höchstmaß erreichten. Ich sah also mit Bangen meinem ersten Auftritt entgegen. Endlich war es so weit. Ich muss Gott danken, dass ich eine Rolle bekommen hatte, die mir zum Zeitpunkt des Auftretens bestens auf den Leib geschrieben war. Als Wurzelmännchen, das ich darzustellen hatte, musste ich nämlich zum Schluss meines Parts zu einem anderen Wurzelmännchen sagen: „Wurzelmännchen, du hast recht, mir wird auch schon weh und schlecht!“ Und weh und schlecht war mir tatsächlich, doch mit diesen Worten war mein Abgang gesichert. Dieser entsprach zwar nicht ganz den Regieanweisungen, denn er war etwas überstürzt. Ich sollte langsam von der Bühne wanken, was mir aber nicht zweckmäßig schien, denn in mir strebte alles dem Ausgang zu. Ich konnte gerade noch das Örtchen erreichen, wo ich das hinterließ, was ich wahrscheinlich verloren hätte, wäre ich nur ein bisschen langsamer abgegangen. Und so endete meine erste Berührung mit der Kunst. Trotzdem war die Kindergartenzeit eine der unbeschwertesten in meinem Leben.

ES LIEGT WAS IN DER LUFT

Um das Folgende verständlicher zu machen, muss ich sagen, dass wir nahe der bayrisch-böhmischen Grenze wohnten. Vielleicht war es deshalb auch gar nicht so ungewöhnlich, dass ich eines Tages das ganz bestimmte Gefühl hatte, es läge etwas in der Luft. Etwas ganz Ungewöhnliches – ja Außergewöhnliches, das ich nicht genau benennen konnte. Und wie recht ich damit haben sollte. Es vollzog sich eine der größten Änderungen für mich und überhaupt für alle, die sie miterlebten. Leider haben sie viele nicht überlebt.

Eines Morgens war es so weit. Ich wurde durch Pferdegetrappel, Kettengerassel, Singen, Marschritte und eine Menge anderer meinen Ohren unbekanntem Geräuschen geweckt. Neugierig geworden hüpfte ich aus dem Bett, lief zum Fenster und sah – ich wollte meinen Augen nicht trauen – Soldaten, meine ersten echten Soldaten! Ich war weg. Nichts wie in die Hosen und hinaus! Kindergarten war an diesem Tag sowieso keiner. Es war zu dumm. Nur zwei Augen und so viel zu sehen! Was konnte einem da nicht alles entgehen. Schließlich schaffte ich es doch. Pferde, Wagen, Autos, Panzer, Gewehre, Feldküchen und was weiß Gott noch alles. Und erst die Soldaten, durchwegs freundliche Burschen. Sie ließen einen alles anschauen und angreifen, sogar die Gewehre, es war ja nichts geladen. Doch das Allerschönste war für mich die Feldküche. Mit ihr konnte man im Freien kochen, wo man wollte. Das kam mir ungeheuer praktisch vor. Der Koch, ein netter Kerl, gab uns Kindern zu essen. Wir bekamen eine graubraune Brühe, in der eine

Menge, zumeist undefinierbarer Dinge herumschwammen. Ich glaube, es war sogar ein wenig Fleisch darin. Mir hat sie auf jeden Fall herrlich geschmeckt. Deshalb aß ich auch gleich zwei Portionen, weil ich hoffte, davon ein großer, starker Soldat zu werden. Um das zu werden, nahm ich es sogar in Kauf, dass mir auf die Doppelportion Eintopf sauschlecht wurde. Zum Glück konnte ich mich kurz darauf dessen entledigen, was zu viel war, um halbwegs würdevoll das Bild eines schnurrbärtigen Mannes entgegennehmen zu können, der, wie uns erklärt wurde, von nun an „unser Führer“ sei. Ich wusste zwar nicht, was ein Führer sein sollte, aber ich wollte wissen, ob er uns die tollen Soldaten geschickt hatte. Worauf ich die Antwort bekam: „Natürlich mein Junge, die und noch eine Menge mehr, du wirst schon noch sehen!“

Ich ging nach Hause, zeigte das Bild von Adolf Hitler und fragte meine Eltern, ob sie schon wüssten, dass dies „unser Führer“ sei. Woraufhin mich mein Vater halb traurig, halb mitleidig ansah und sagte: „Der Führer und der Eintopf, die haben uns gerade noch gefehlt.“

„Pssst!“, zischte meine Mutter aus der Küche. „Hör auf, der Bub versteht das noch gar nicht.“ Und zu mir gewandt: „Nicht wahr, was zu Hause gesprochen wird, davon sagst du zu niemandem was!“ Diese Worte sollte ich in der folgenden Zeit noch ziemlich oft zu hören bekommen. Ihre Angst war unbegründet, da ich nie tratschte oder von daheim erzählte. Nur mein Vater tat mir leid, weil er sich so gar nicht freuen konnte über den Führer und die durch ihn verursachten Neuerungen. Ich lebte von nun an in ständiger Aufregung, denn das Leben war noch nie so abwechslungsreich gewesen wie jetzt.

NACHWORT

Mein Vater kam am 9. März 1933 als Sohn von Franz und Hermine Wlasaty in Haslach im oberösterreichischen Mühlviertel zur Welt, wo er seine Kindheit verbrachte. Sein Vater, ein Landbriefträger, der in ihm die Liebe zur Natur grundlegte, war sein großes Vorbild, von dem er Geschichten erzählte, um die sich eine Art Mythos rankte. Als nach Kriegsende eine Benachrichtigung über den Tod seines Vaters eingelangt war, zog seine Mutter mit ihren beiden Söhnen zu einem verwitweten Großonkel, der in Steyr eine Vorstadtvilla besaß, um ihm den Haushalt zu führen. Neben zwei alleinstehenden älteren Damen wohnte da noch eine Familie, mit deren gleichaltriger Tochter Johanna er sich anfreundete. Der junge Franz schloss eine Elektrikerlehre ab und trat bei Brown-Boveri, einem Elektrotechnikkonzern, seine erste Stelle an. Er war arbeitsam, nicht nur im Job, verfügte insgesamt über großes handwerkliches Geschick (so fertigte er u. a. aus alten Kisten eine neue Küche an) und war stets an innovativen Veränderungen interessiert.

Mitte zwanzig heiratete er Johanna, die als Volksschullehrerin im nahen Trattenbach unterrichtete. Ausgerechnet! Belasteten ihn doch die in seiner Schulzeit erfahrenen Demütigungen bis ins hohe Alter. Nicht einmal die späte Entschuldigung seiner Lehrerin für erwiesenes Unrecht, konnte ihn mit seinem gefühlten schulischen Versagen gänzlich aussöhnen.

Dennoch – bald nach Geburt seiner ersten beiden Kinder wechselte auch er ins pädagogische Fach und wurde Erzieher in einem Lehrlings- und Schülerheim in Steyr. Als dieses

schließlich aufgelassen wurde, war er Ende Vierzig und die wirtschaftliche Lage angespannt. Er arbeitete an wechselnden Stellen, wobei ihm, ob Straßenbau, Aushilfe im Geschäft eines Bekannten oder Chauffeur, keine Arbeit zu minder war. Die mittlerweile auf zwei Söhne und zwei Töchter angewachsene Kinderschar, allesamt in Ausbildung, und das in den Besitz meiner Eltern übergangene Haus waren zu erhalten. Noch heute bewundere ich meinen Vater und meine Mutter für das damals Geleistete. Ihr ökonomisches Talent, mit dem sie Haus und Familie managten und verwalteten, ließ trotz eisernen Sparen-Müssens nie ein Gefühl des Mangels aufkommen.

Die letzten Jahre vor der Pension fand mein Vater eine Beschäftigung als Hausmeister in einer Bildungseinrichtung in Steyr. Hier schien er „angekommen“ zu sein, konnte er doch beides, sein handwerkliches und auch ein wenig sein pädagogisches Potential zur Entfaltung bringen.

Im Ruhestand holte mein Vater nach, wovon er immer geträumt hatte und was ihm in jungen Jahren nicht möglich war: Er begann mit großer Freude und Leidenschaft – natürlich in Begleitung meiner Mutter – durch halb Europa zu reisen. Erstmals lernte er kennen, wofür er sich schon immer interessiert hatte – die „weite Welt“, und war stolz darauf, dass er sich dies nun aufgrund des mühsam erworbenen, wenn auch bescheidenen Wohlstands leisten konnte.

Nach sechzig gemeinsamen Jahren, ein halbes Jahr nach der Diamantenen Hochzeit, starb meine Mutter und ließ ihn mit großer innerer Einsamkeit zurück. Was ihm bis zum Lebensende blieb, war seine Drang zur Bewegung, wenn zuletzt auch mit Rollator, und die Freude an Begegnungen

und Gesprächen. Er starb achtundachtzigjährig beinahe auf den Tag genau drei Jahre nach meiner Mutter. Sie hatte sich Zeit gelassen mit dem „Heimholen“, wie er oft befand.

Mein Vater war ein kritischer Zeitgeist, der gerne – im wahrsten Sinn – über Gott und die Welt, vor allem aber über Politik diskutierte. Das begann schon am Frühstückstisch beim Hören der Nachrichten. Er schulte mich darin, Dinge zu hinterfragen und nichts als selbstverständlich oder unabänderlich zu nehmen. Darin schien er seinem Vater, meinem Großvater, sehr ähnlich gewesen zu sein. Von liebevoll und gütig bis starrsinnig und mitunter aufbrausend, er hatte viele ambivalente Seiten und Eigenschaften in seinem Repertoire. Zu seinen Talenten zähle ich, dass er gut mit Menschen konnte und seine eigene Art von Humor, die – schwer zu beschreiben – vor allem auf doppelsinnigen Aussprüchen und „geflügelten Worten“ beruhte. Er war kreativ, fantasiebegabt und künstlerisch veranlagt. Er zeichnete und malte und spielte in seiner Jugend Schlagzeug in einer Jazzband – und er schrieb. So verarbeitete er offenbar das, was ihn beschäftigte. Ich wusste davon, war jedoch dennoch überrascht, als wir nach seinem Tod beim Ausräumen der Wohnung auf ein altes Kontorbuch stießen, auf dessen vergilbten Blättern er das in seiner Kindheit Erlebte aufgezeichnet hatte, beginnend mit seiner Geburt über Ausbruch und Verlauf des 2. Weltkriegs aus Sicht eines Fünf- bis Zwölfjährigen. Die Aufzeichnungen enden mit Kriegsende.

Das Lesen des Manuskripts bescherte mir ein Wechselbad der Gefühle. Es ließ mich in seine frühe Lebenswelt eintauchen und ihn im Nachhinein vom Kind her verstehen. Mehr als einmal hätte ich den kleinen Franz gerne in die

Arme genommen und ihn getröstet oder aufgemuntert. Auch wenn im Erwachsenenalter verfasst, spürt man den kleinen Jungen erzählen. Gerade diese kindliche Perspektive macht es für mich so lesenswert, erfährt man als Erwachsener doch selten, was in Kindern wirklich vor sich geht, gerade dann, wenn es um traumatisierende Erfahrungen geht. Auch konnte man regelrecht den „Flow“ fühlen, in den ihn das Schreiben oft versetzt haben musste. So erzählte er gelegentlich Erlebtes, das ihn spürbar aufgewühlt hatte, ohne Punkt und Beistrich in einem Rutsch.

Aus dem Fund einiger mit Schreibmaschine abgetippter Seiten schließe ich, dass er zumindest über eine Veröffentlichung nachgedacht hatte. Vielleicht hatte ihm der Mut oder auch die Gelegenheit dazu gefehlt – vielleicht auch nicht. Feststeht für mich, dass er uns mit seinen Aufzeichnungen etwas hinterlassen hat, das gerade in einer Zeit von Krieg und Flüchtlingsströmen, wirtschaftlicher Not und Unruhen verdient, in Erinnerung gerufen und beachtet zu werden: Ein Zeitzeugnis, das nicht anklagt, sondern – mit einem Augenzwinkern – die menschliche Verführbarkeit und Manipulierbarkeit vor Augen führt.

Mit der inneren Gewissheit, dass ich sein Buch nicht zufällig gefunden habe, verbindet sich das Bedürfnis, es für die Nachwelt zu erhalten. Ich habe mich bemüht, es in eine lesbare Form zu bringen und dabei die ursprüngliche Form, d. h. seinen unverkennbaren Erzählstil so gut es ging beizubehalten. Möge die Lektüre seinen Lesern wie mir heitere und besinnliche Momente bescheren und – wie beim kleinen Franz – die Zuversicht stärken, dass es immer weiter geht, ob gut oder anders liegt bei uns.

VERONIKA WLASATY, Jahrgang 1960, lebt auf einem ehemaligen Bauernhof im südlichen Oberösterreich, wo sie – neben dem Schreiben – eine kleine Praxis für systemische Beratung führt. Über 30 Jahre lang war sie im Schuldienst tätig, zunächst als literarische Lehrerin, zuletzt als Beratungs- und Betreuungslehrerin für SchülerInnen mit Lern- und Verhaltensproblemen. Aus den Erfahrungen in dieser Zeit entstand *Das wache Herz lernt aus allem. – Schule und Bildung im Dienst des Lebens* (2013) (überarbeitet unter dem Titel *Das Vertrauen der Erde in die Samen – ein neues Menschenbild macht Schule* als e-book erschienen). Weitere Publikationen: *Vom Schein zum Sein – eine ‚Sehnsuche‘* und der Gedichtband *„Einer anderen Zukunft wegen“*.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien